Barbara

Autor(en): **Käslin, Walter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **129 (1988)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1033802

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Barbara

Eine unserer Grossmütter war eine Bali, gehörte also einem Geschlecht an, dessen Buochser Stamm ausgestorben, dessen Name in Urkunden nur spärlich verzeichnet ist. Namen sind nicht Schall und Rauch. Namen haben ihren Klang, ihr Geheimnis, Namen reizen zum Träumen und Suchen.

Ich fand denn auch eine Eintragung, die von einem Gerichtsurteil kündete, ergangen über eine Jungfer Bali von Buochs. Lapidar stand geschrieben: «Barbara Bali, wegen Kindstötung verurteilt».

Kindsmord, Todesurteil: Wiederholt sich hier das Gretchenschicksal? Barbara tut mir leid, schon deshalb, weil ich für diesen Namen etwas übrig habe und weil sie eine Bali ist, vielleicht eine aus der Ahnenreihe unserer Bali-Grossmutter. Ob sie auch so dunkle, unergründliche Augen hatte, die einem ernst, wie von weit her und tief in die Seele blickten? Ob sie auch kräuter-und heilkundig war, wie unsere Ahne? Was muss sie gelitten, ausgestanden haben vor der verhängnisvollen Tat, nachher! Der Gedanke an Barbara lässt mich nicht mehr los.

Schön muss sie gewesen sein. Ein schlankes, rankes Mädchen mit einem Schuss Ungarenblut in den Adern, ein lebensfrohes, lebenshungriges Kind. Ich sehe seine Umgebung. Unsere Gegend im ausgehenden XVII. Jahrhundert: dünnbesiedeltes Land, armselige Behausungen. Holzhäuser, die sich an die Hänge des «Horn» duckten, magere Heimetli, die kargen Verdienst abwarfen, grosse Familien, jedes Jahr ein Kind, bis das Häuschen schier aus den Fugen barst. Und Barbaras Zuhause? War es jenes Heimetli am Ribibach, weitab der Landstrasse, nahe dem dunklen Tann?

Barbara ist zu einer Jungfrau erblüht. Sie ist die rechte Hand der Mutter, die, von den vielen Geburten geschwächt, auf flinke helfende Hände angewiesen ist. Barbara schaltet im Haus, daneben hält sie sich ein paar Hühner, besorgt sie die Ziegen. Zwei ihrer Schwestern sind bei hablichen Bauern verdingt — auch die gibt es da und dort, Patriarchen auf ihrem Hof, die Kühe und Rinder ihr eigen nennen und einen Acker bestellen —, zwei Brüder leben zu Hause, drei sind ausgezogen.

Eigentlich geht alles in Minne im kleinen Heimet am Ribibach. Neben der Hausarbeit spinnt Barbara mit flinken Händen Schafwolle zu kräftigen Fäden, aus denen ihre Tante in Beckenried, die Farliweberin, feste Stoffe webt. Barbara wohnt weitab vom Dorf, und nur selten verirrt sich jemand hinauf an den Waldrand.

Eines Tages ziehen Veker ins Land, Fahrende, die unweit in der Waldlichtung ihr Lager aufschlagen. Woher sie kommen, wohin sie gehen, wer weiss es. Sie flicken Geschirr, suchen Kräuter und versammeln sich abends ums Feuer zu Gesang und Tanz.

Am Mittag pocht's an die Tür. Barbara ist allein zu Hause. Die Mutter ist zum Bader gegangen, der ihr ein Tränklein zu mischen versteht gegen ihr schweres Blut, das ihr Schwindel verursacht. Die Brüder sind im Holz. Barbara öffnet die Türe einen Spalt. Ein lachendes Gesicht, zwei kohlrabenschwarze Augen, ein «Tag, Frau» mit fremdländischem Ak-

zent gesprochen. Barbara tritt unter die Türe. Der Bursche — eine stattliche Erscheinung — mustert sie lachend, schnalzt mit der Zunge und staunt: «Schöne Frau.» Barbara steht feuerrot übergossen da. «Baggeli wie Pfirsich in Italia!» Er fährt ihr halb neckisch, halb kosend über die Wangen. «Lass mich, Lappi», stösst sie hervor und tritt hinter die Schwelle zurück. Bevor sie zuzieht, hat der kecke Bub den Schuh zwischen Rahmen und Türe und erhascht ihre Hand. «Nicht Angst. Nur Spass. Schöne Jungfer!» Sie kann sich ihm entwinden und über die Stiege entfliehen. Sein schallendes Lachen perlt hinter ihr, verfängt sich im Gebälk, kugelt in ihr Herz. Lange regt sie sich nicht. Dann öffnet sie die Zimmertür um Handbreite, lauscht und späht. Nichts. Sie huscht über die Stiege und verriegelt die Haustüre.

Der freche Bub. Der schlimme Bub. Und ach, der schöne Bub. Das Fremde, Bedrängende ist in ihr Leben gebrochen und hat ihr die Ruhe geraubt. «Eigentlich», denkt sie, «war er ja gar nicht frech. Keck, ja. Aber frech? Nein. Lustig war er. Und hübsch. Ba, ein fremder Fetzel, ein fahrender Gesell, ein Hans Dampf in allen Winden.»

Abends, Mutter und Brüder sind längst heimgekehrt und schnarchen auf der Daster, todmüde vom strengen Tagwerk die Brüder, erschöpft vom Gang zum Bader in Stans die Mutter, liegt Barbara wach auf ihrem Laubsack. Durchs offene Fenster streichen betörende Düfte, die der Lenz aus blühenden Büschen und Ranken und würziger Bodenwärme mischt. Da, was ist das? Eine wunderbare Melodie klingt durch die Nacht. Eine Melodie die weint und lacht, Sehnsucht weckt, lockt und ruft. Ob er es ist? Barbara zieht's hinaus. Sie wirft eine Schafdecke über die Schultern, geht mit blossen Füssen über die Stiege hinunter, verhält einen Augenblick, wie ein sicherndes Reh und entschlüpft dann in die Nacht hinaus. Auf halbem Weg zur Waldlichtung will sie kehrtmachen. Sie ist über ihre Kühnheit erschrocken. Aber die Neugier, dem Spieler auf die Spur zu kommen, ist stärker, treibt sie voran. Sie lässt sich von den süssen Tönen leiten, die nun anschwellen und immer näher erklingen. Wieder hält sie inne. Durch die Stämme flackert Licht. Das Lagerfeuer der Fahrenden. Sorgsam, Schritt für Schritt pirscht sie sich bis an den Rand des Feuerscheines und verharrt, grad so, dass sie noch im Dunkeln steht und nicht gesehen werden kann. Dort steht er, schaut über sie hinweg, lässt den Blick traumverloren ins Weite schweifen, derweil er den Bogen mit kräftigem Strich über die Saiten führt, dass sie in wundersamer Weise erklingen.

Barbaras Herz klopft fast hörbar. Der Bursche ist allein. Ob die anderen im Planwagen schlafen? Sie macht noch einen Schritt auf den Spieler zu, um sich seiner Züge zu vergewissern. Da tritt sie auf einen Ast, der mit lautem Knacken bricht. Sie will sich zur Flucht wenden — zu spät. Der Bursche legt die Geige blitzschnell ins Moos und eilt in grossen Sprüngen in ihre Richtung. Sie huscht hinter eine Tanne, presst ihren Leib an den Stamm. Er steht nahe bei ihr. Sie hört ihn atmen. «Ist da jemand . . .» ruft er. Sie drückt die Hand auf ihr wild pochendes Herz. Er dreht um, eilt zum Feuer, und eh sie begriffen hat, was er will, hat er einen brennenden Span erfasst, hält ihn hoch und kehrt damit wieder. Der Schein fällt auf ihr Gesicht. Sie

schliesst die Augen. «Oh», entfährt es dem Überraschten. Sie schlägt die Augen auf und sieht die seinen funkeln. Heiter, offen, vertrauenserweckend. «Oh, schenes Mädchen. Komm ans Feuer. Wärme». Ohne ihre Antwort abzuwarten hat er sie an der Hand gefasst und ans Feuer geführt. «Ich muss gehen», sagt sie. Sie wird gewahr, dass sie nur leicht gekleidet ist. «Warte. Ich spielen dir ein Lied . . .» Ein Lied, dem sie traumverloren lauscht, lauscht, nachdem es verklungen ist. Sie wehrt sich nicht, als der Fremde sie sanft umfängt, sie fester und fester an sich drückt und ihre Augen, den Mund, das ganze liebe Gesicht mit Küssen deckt, dass ihr vor Angst und Wonne schwindelt.

Wochen später. Der Fahrende und seine Mutter — von der hatte er ihr noch erzählt — waren längst über alle Berge. Sie dachte oft und in Sehnsucht an ihn, er kam in nächtlichen Träumen zu ihr mit seinem Geigenspiel und seiner Leidenschaft, und was unter ihrem Herzen wuchs, erinnerte sie unmissverständlich an Amando. Das war das einzige, was sie von ihm wusste: er heisst Amando, ist ein schöner Mann und spielt die Zaubergeige.

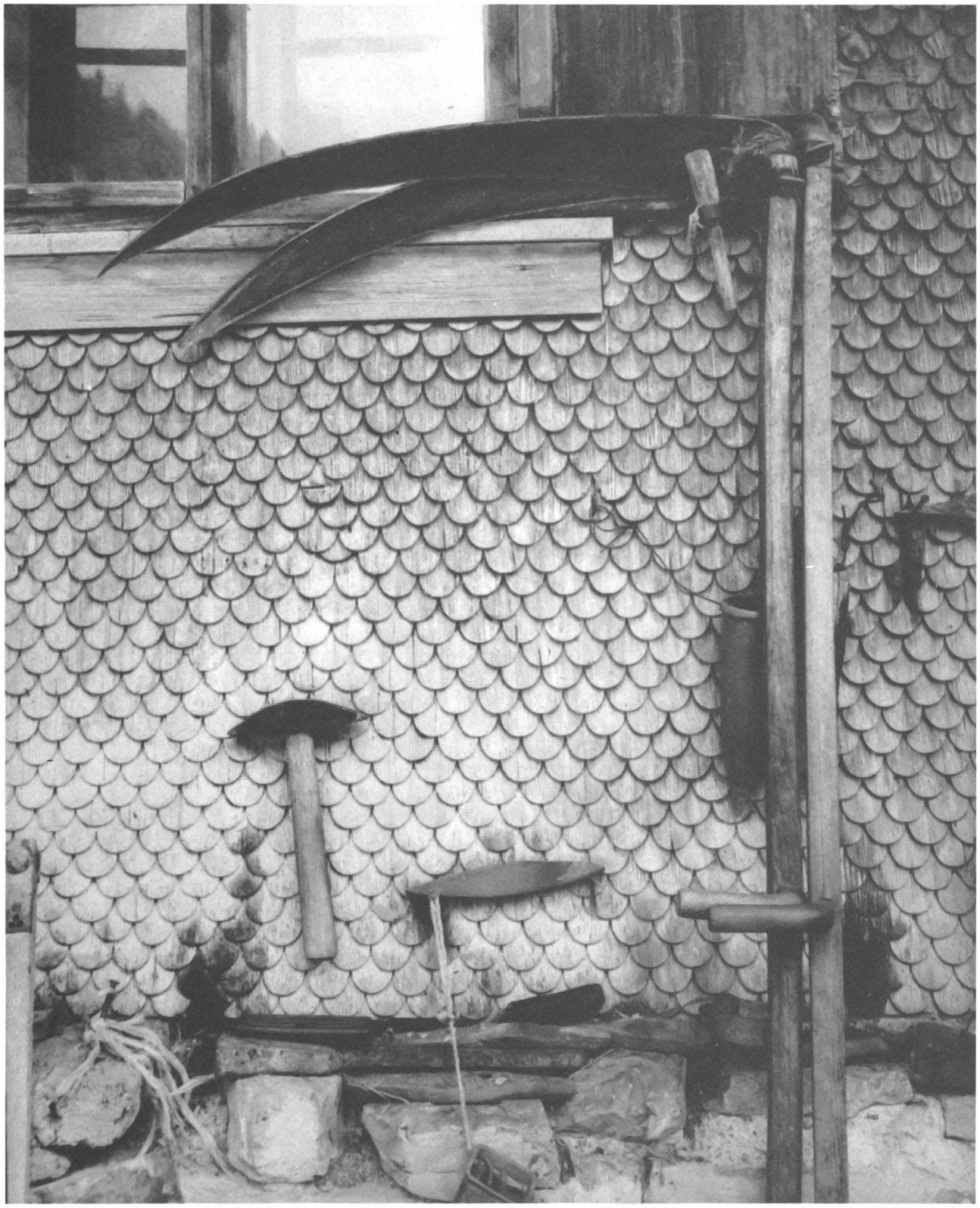
Die Erinnerung an vergangene Liebesnächte überstrahlte die dumpfe Sorge. Aber die Angst setzte sich durch, wuchs mit jedem Tag mit dem Kindlein zur tödlichen Bedrohung.

Sie versuchte ihren Zustand zu verbergen, so gut es ging. Aber der Tag kam, an dem die Brüder sie unverhohlen mit fragenden Augen musterten und ihre Mutter sie zur Rede stellte. «Die Schande», echoten die drei. «Ein Fahrender der Vater! Ein fremder Fetzel! Ein Halunke, der dich im Dreck sitzen lässt! Geschieht dir recht. Wirfst dich dem erstbesten an den Hals. Und wir können uns schämen. 'Was macht deine Schwester, die Hure?' wird man uns foppen. Hast du eigentlich . . .» Barbara hielt sich die Ohren zu. Zog sich zurück in ihr Zimmer, legte schützend ihre Hände über den schwellenden Leib. Am Morgen war sie verschwunden. Alles Suchen war umsonst. «Sie wird dem fremden Hudel nachgelaufen sein. Die kommt wieder, wenn sie Hunger hat.»

Sie kam. Wochen darnach. In stürmischer Winternacht. Allein. Schlank. Mit hohlen Augen. Fiebergeschüttelt. «Mutter», stammelte sie. Dann schwanden ihr die Sinne.

Waldarbeiter fanden im Bache eine Kinderleiche. «Ist das . . .?» schrien die Brüder. Es war. Der Ältere hob die Hand zum Schlage. Die Mutter fiel ihm in den Arm. «Bub, besinn dich!» «Gut, Aber ins Schellenwerk musst, du ausgeschämtes Weibervolk. Mörderin.»

Der Pfarrer besuchte Barbara im Turm. Der Anblick der zarten Frau, die auf dem Stroh sass und in Ketten gelegt war, schnitt ihm in die Seele. «Barbara», hub er an. Sie blickte starr, geistesabwesend. Irr. Der Kummer hatte sie umnachtet. «Barbara», wiederholte Pfarrer Kretz, indem er ihr die Hand leise auf die Schulter legte. Sie reagierte nicht. Den Pfarrer übermannte das Mitleid. Die Zusprüche, die er sich für die Verurteilte zurechtgelegt hatte, waren verflogen. Vor so viel Leid hatten Belehrung oder gar Vorwürfe zu schweigen. Pfarrer Kretz spürte das Verlangen, Barbara aufzurichten und in die Arme zu schliessen. «Barbara», hub er an . . . Babara bückte sich, raffte aus dem Stroh, auf dem sie sass, einen Wisch zusammen, drehte ihn zu einer unförmi-



gen Puppe, drückte ihn an die Brust und begann ihn zu wiegen. Der Zusammenhang wurde dem Pfarrer klar: Barbara wiegte ihr Kind. Nur für es, für den Strohwisch, hatte sie Augen. Die Umgebung — Turm, Ketten, Pfarrer — existierten für Barbara nicht. Der Pfarrer spürte das Heilende, Beruhigende, das

für die Verurteilte in diesem Geschehen lag und zog sich leise zurück.
Er wurde bei Gericht vorstellig. Die Herren vom Wochengericht kannten Pfarrer Kretz. Er hatte sich verschiedentlich für verurteilte Hexen eingesetzt, war den Richtern recht massiv an den Karren Gefahren mit Belehrungen über die Sinnlosigkeit, Unmenschlichkeit der Hexenprozesse. Man scheute im Rathaus den streitbaren geistlichen Herrn, und als er nun wieder auftauchte, wappneten sich die Herren Geschworenen mit abweisender Miene. Nein, eine Begnadigung komme nach geltendem Recht nicht in Frage. Kindstötung sei Mord, sei gegen das fünfte Gebot, das sollte doch er, der Pfarrer, wissen, und auf Mord stehe die Todesstrafe. Gewiss, entgegnete Pfarrer Kretz, Kindstötung sei ein schweres Unrecht. Aber die Hintergründe und Verflechtungen, die zu einer solchen Tat führten — und bei Barbara sei es eine Verzweiflungstat gewesen — diese Hintergründe seien ja den Menschen verborgen, seien nur Einem bekannt, und Ihm sollte man das Richten überlassen. Schön und gut, meinte der Hexenrichter Risi, aber sie hätten ein Gesetz, und nach diesem Gesetz . . . «Das», warf der Pfarrer streitbar ein, «das haben die wütenden Massen damals Pilatus unter die Nase gerieben!» — Die Richter zuckten die Achseln. Sie sahen weder Grund noch Möglichkeit, die Strafe zu mildern. «Dann gewährt Barbara wenigstens, dass sie in aller Stille, am frühen Morgen, in Fronhofen ihr junges Leben lasse und nicht heitern Tags vor einer gaffenden Menge», bat der Pfarrer. «Gaffende Menge? Alle sollen es sehen und wissen: Kindstötung ist ein gar schlimmes Vergehen. Ein heilsamer Schreck wird viele von Missetaten abhalten!» rief der Hexenrichter mit erhobener Stimme und blickte den Pfarrer dabei mit strafender Strenge an. «Haben etwa eure schrecklichen Hexenprozesse abschreckend gewirkt?» wollte der Pfarrer Kretz einwerfen. Er hielt sich aber zurück und sagte beherrscht: «Ein Gnadenerweis steht einem löblichen Gericht wohl an. Drum bitt ich Euch, Herren vom Wochengericht, lasst wenigstens hier Gnade walten.» «Wir wollen Euer Ansinnen erwägen, Herr Pfarrer, wir geben Euch später Bericht.»
Das Gericht gewährte die Gnade. In der Frühe eines kalten Märztages wurde Barbara im Karren auf Fronhofen gefahren. Pfarrer Kretz folgte mit den Richtern dem Wagen. In Fronhofen erwarteten sie der Nachrichter und der Bader. Barbara hielt ihren Strohwisch im Arm. So bestieg sie, von einem Richter gestützt und vom Pfarrer geführt, den Galgenhügel. Sie hatte niederzuknien. Man wollte ihr den Strohwisch wegnehmen. Pfarrer Kretz winkte energisch ab. Er sprach die Gebete. Leise, behutsam fasste er hernach ihre rechte Hand und sprach: «Barbara, hab keine Angst!» Barbara zuckte zusammen. Die Worte trafen sie. So hatte vor langer Zeit ein Mann zu ihr gesprochen. Sanft, leise, mit lieber Stimme: «Barbara, hab keine Angst!» Sie richtete sich ein wenig auf, blickte den Pfarrer an und sprach: «Armando». Behutsam trat der Pfarrer zurück.
«Armando!» Der Ruf, so leise er war, flog in die Weite, ging auf die Suche. Vielleicht traf er den, dem er galt, irgendwo am Lagerfeuer, wo der Bursche seine Geige strich, die Zaubergeige, die Barbara gelockt und verführt hatte.

Walter Käslin